

Wissenschaftlicher Beirat

MAX L. BAEUMER, Madison, Wisconsin; WILFRIED BARNER, Tübingen; ROGER BAUER, München; HERMANN BAUSINGER, Tübingen; KARL BERTAU, Erlangen; MARTIN BIRCHER, Wolfenbüttel; KARL BOSL, München; WOLFGANG BRÜCKNER, Würzburg; FRANCESCO DELBONO, Rom; HORST DENKLER, Berlin; WOLFRAM FISCHER, Berlin; HANS FROMM, München; HANS NORBERT FÜGEN, Heidelberg; GERALD GILLESPIE, Stanford, California; HERBERT G. GÖPFERT, München; HEINZ GOLLWITZER, Münster; KLAUS GRUBMÜLLER, Münster; WOLFGANG HARMS, München; RENATE VON HEYDEBRAND, München; WILLIAM M. JOHNSTON, Amherst, Massachusetts; RENÉ KÖNIG, Köln; HANS-JOACHIM KOPPITZ, Mainz; HELMUT KREUZER, Siegen; EBERHARD LÄMMERT, Berlin; VICTOR LANGE, Princeton, N.J.; KLAUS LANKHEIT, Karlsruhe; PETER LUNDGREEN, Bielefeld; WOLFGANG MARTENS, München; WALTER MÜLLER-SEIDEL, München; THOMAS NIPPERDEY, München; PAUL RAABE, Wolfenbüttel; FRITZ K. RINGER, Boston, Massachusetts; LUTZ RÖHRICH, Freiburg; PIERRE-PAUL SAGAVE, Paris; NELLO SAITO, Rom; GERHARD SAUDER, Saarbrücken; RUDOLF SCHENDA, Zürich; FRIEDRICH SENGLER, Seefeld-Hechendorf; ALPHONS SILBERMANN, Köln; FRITZ STERN, New York; JEAN-MARIE VALENTIN, Paris; WILHELM VOSSKAMP, Köln; ERNST-PETER WIECKENBERG, München; MANFRED WINDFUHR, Düsseldorf; REINHARD WITTMANN, München; DIETER WUTTKE, Bamberg; BERNHARD ZELLER, Marbach a.N.; HANS ZELLER, Fribourg; WOLFGANG ZORN, München.

Mitglieder der Redaktion:

NORBERT BACHLEITNER, Wien; WERNER HAHN, München; KLAUS HEYDEMANN, Wien; ELISABETH GÜNTHER, München; WOLFGANG VON UNGERN-STERNBERG, Regensburg.

Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur

Herausgegeben von
Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche,
Alberto Martino

16. Band 1991

1. Heft



Max Niemeyer Verlag
Tübingen

Arztbildungsromane. Über ›bildungsbürgerlichen‹ Umgang mit Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Die ›Bürgerlichkeit‹ des Bildungsromans ist ein Topos der sozialhistorisch interessierten Literaturgeschichte, ja geradezu Lehrbuchwissen.¹ Das sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die im Topos versammelten Grundbegriffe keineswegs einfach auf gesichertes Wissen verweisen, sondern ihrerseits in der Forschung als problematisch verstanden und kontrovers diskutiert werden. Wenn im folgenden anhand einiger Fallbeispiele vom Anfang des 19. Jahrhunderts die Frage nach der Relation von Bildungsroman und Bürgerlichkeit erneut aufgeworfen wird, gilt es daher zunächst, den prekären Status dieser Grundbegriffe zu berücksichtigen. Das soll unter Voraussetzung der Annahme geschehen, daß es sich bei schwierigen Begriffen empfiehlt, den Beobachter zu beobachten, der mit ihnen operiert.

Die Frage nach dem Beobachter ist die Frage nach den Unterscheidungen, die er verwendet. Stellen wir sie zunächst in Hinsicht auf Bürgerlichkeit, unterscheiden wir also, im Rahmen welcher Unterscheidungen das Prädikat »bürgerlich« fungiert und damit seinen Informationsgehalt gewinnt.² Zwei Fälle scheinen besonders prägnant und für unsere Problemstellung von erheblicher Bedeutung; beide finden sich in Christian Garves 1792 erschienenem Aufsatz *Ueber die Maxime Rochefaucaults ...*³ Garve verwendet einerseits die Unterscheidung (a) ›bürgerlich/adlig‹. Der Gesichtspunkt, nach welchem so unterschieden wird, also: die Einheit der Unterscheidung, ist die ständisch-hierarchische, geschichtete Gesellschaft. Von der Handhabung dieser Unterscheidung wird das Bürgertum als ein Faktor innerhalb der ›Stratifikationssynchronie‹ erfaßt, der sich dann weiter nach Berufsständen und anderen Personengruppen differenzieren läßt. Man kann den Unterschied auch notieren als: ›Bürgerstand/Adelsstand‹,

¹ Jan-Dirk Müller: Literaturgeschichte/Literaturgeschichtsschreibung. In: Erkenntnis der Literatur. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft. Hg. v. Dietrich Harth u. Peter Gebhardt. Stuttgart 1982, S. 195–227, hier S. 198.

² Wir versuchen damit, wenigstens ansatzweise der Mahnung Eberhard Lämmerts zu differenziertem Begriffsgebrauch nachzukommen; vgl. E. L.: Bürgerlichkeit als literarhistorische Kategorie. In: Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Hg. v. Jürgen Kocka. Göttingen 1987, S. 196–219.

³ Christian Garve: Ueber die Maxime Rochefaucaults [sic]: das bürgerliche Air verlieht sich zuweilen in der Armee, niemahls am Hofe. In: C. G.: Popularphilosophische Schriften. Hg. v. Kurt Wölfel. Bd. 1. Stuttgart 1974, S. 559–716. Zur Interpretation siehe auch: Georg Stanitzek: Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen 1989, S. 213ff. u. 226.

denn so wird die Differenz zum zweiten Unterscheidungsschema deutlicher: Garve verwendet nämlich andererseits die gleichlautende, sachlich aber ganz anders akzentuierende Unterscheidung (b) ›Bürgerstand/Adelsstand‹. Als Einheit dieser Unterscheidung dürfte die moderne ›bürgerliche Gesellschaft‹ anzusetzen sein, welche sich damit in sinnfälligem Kontrast zur ständisch-hierarchischen beschreiben läßt. Bürgerlichkeit meint unter dieser Voraussetzung dann nicht solche Phänomene oder Personen, welche sich einem bestimmten Stand, einem bestimmten sozialen Stratum – nach Maßgabe von Unterscheidung (a) – zurechnen lassen, sondern steht dann gerade in Opposition zum Bürgertum, soweit es der ständischen Welt zuzuordnen ist. Für die sozialhistorische Analyse ist es von erheblicher Bedeutung, Unterscheidung (a) und (b) voneinander getrennt zu halten und nicht etwa vorauszusetzen, sie seien in jedem Fall zur Kongruenz zu bringen oder aufeinander abzubilden.⁴

Auch in bezug auf den zweiten für unsere Fragestellung einschlägigen Terminus, Bildungsroman, gilt es vorab zu differenzieren, nämlich zu fragen, in welchen unterschiedlichen Relationen der Bildungsbegriff⁵ – im interessierenden Zeitraum – zum Genre des Romans situiert ist.⁶ Dabei ist zunächst darauf hinzuweisen, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Roman zum Medium von Bildungsgeschichten wird. Bildungsromane können die betreffenden Texte insofern heißen, als in ihnen kontingent-perfektible Lebensgeschichten von Individuen unter dem Gesichtspunkt der Möglichkeitsbedingungen ihrer Perfektion zur Darstellung kommen. Man unterscheidet mithin am jeweiligen Roman jeweils (1) ›richtige/falsche Lebensführung‹ (›Perfektion/Korruption‹) und beobachtet am Personal des Romans mit Hilfe der Unterscheidung ›(äußere) Begebenheiten/(innerer) Charakter‹, inwiefern die jeweilige Bildungsgenese als gelingende und schließlich gelungene aufgefaßt werden kann. Solche Romanliteratur hat also zunächst nicht unbedingt einen rein ästhetischen Status, sondern folgt noch der alten ›prodesse et delectare‹-Formel. Eine moralisch-normative hodegetische Funktion ist ihr wesentlich, sosehr in der Form der Wahrnehmung dieser Funktion Modifikationen auffallen. In einer Reihe von Fällen ist der Lebenslauf der betreffenden Helden etwa auf eine solche Weise

⁴ Für die unter Sozialhistorikern sehr verbreitete Neigung, hier zu harmonisieren, vgl. Jürgen Kocka: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten. In: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Hg. v. J. K. München 1988, Bd. 1, S. 11–76, insbesondere S. 36ff.

⁵ Zu den beiden im folgenden unterschiedenen Bedeutungen von ›Bildung‹ siehe allg. Hannelore Schläffer/Heinz Schläffer: Studien zum ästhetischen Historismus. Frankfurt/M. 1975, S. 16 (Einleitung).

⁶ Bekanntlich sind beide Begriffe erst gegen Ende des hier untersuchten Zeitraums von Karl Morgenstern zum Terminus »Bildungsroman« zusammengezogen worden; siehe dazu Fritz Martini: Der Bildungsroman. Zur Geschichte des Wortes und der Theorie. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 35 (1961), S. 44–63.

organisiert, daß er sich zur Orientierung auf eine ständisch-geordnete Lebensführung hin eignet [a]. Der Held der Bildungsgeschichte mag sich dann noch so bedenklichen Abenteuern hingeben; gerade diese Abweichungen deuten als Abweichungen auf den richtigen Weg – und sollten den Leser Zweifel an solcher Deutung anwandeln, beieilt sich nicht selten ein Erzählerkommentar, sie auszuräumen. In anderen Texten fehlt eine solche teleologisch auf einen bestimmten Status und seine Pflichten leitende Ausrichtung, ohne daß sich deshalb ihr ho-degetischer Sinn zur Gänze verflüchtigte.⁷ Er kann aber ganz ins Allgemeine verlagert werden – statt des ständisch gebundenen oder doch sich binden sollenden Individuums tritt der ›Mensch‹ ins Zentrum des Interesses [b]. Sein Lebens- und Bildungsgang kann dann eher unmittelbar moralisierend zur Darstellung gebracht werden; er kann aber auch als mehr oder weniger problematischer offen-perfektibler, zufallsabhängiger Prozeß erscheinen oder – um diese wichtige Variante wenigstens zu erwähnen – als entelechieförmiges Geschehen, in welchem dem Zufall nurmehr die Bedeutung zukommt, als Anregungspotential für die sich ›entwickelnde‹ Person zu dienen.⁸

Doch neben der Erzählung je gelingender oder mißlingender Bildungsgeschichten ist für die Tradition des Bildungsromans noch eine andere Relation von Bildung und Roman wichtig, eine, welche von der Forschung – zugunsten des thematischen Aspekts – gelegentlich übersehen wird.⁹ In diesem Zusammenhang geht es nicht so sehr um das Personal *im* Roman. Es gilt nämlich vielmehr *dieser selbst* den Zeitgenossen als hervorragend geeigneter Gegenstand, anhand dessen die Unterscheidung (2) ›gebildet/ungebildet‹ zu applizieren ist. Im Roman hat sich demzufolge die Bildung des jeweiligen Autors niedergeschlagen, dieser sich mithin als mehr oder weniger gebildet respektive ungebildet charakterisiert; und entsprechend werden dann in einem zweiten Schritt die Texte zu Prüfsteinen für die Bildung der Rezipienten, die sich ihrerseits in ih-

⁷ Vgl. Georg Stanitzek: Bildung und Roman als Momente bürgerlicher Kultur. Zur Frühgeschichte des deutschen ›Bildungsromans‹. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 62 (1988), S. 416–450, hier S. 429ff.

⁸ Seit Melitta Gerhard: Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes *Wilhelm Meister*. Halle 1926, S. 1f. hat es sich eingebürgert, diese Variante als »Entwicklungs-« oder »Bildungsroman« vom »Erziehungsroman« als »tendenziöse[r]« Textsorte abzugrenzen. Wir verzichten hier auf solche Differenzierungen, weil unser Augenmerk in diesem Kontext den in der historischen Semantik selbst organisierten Differenzen gilt. Bekanntlich werden auch noch anhand von *Meisters Lehrjahre*[n] ›Lebensfragen‹ unter moralischen und pädagogischen Gesichtspunkten diskutiert – und keineswegs nur von der moralischen *Wilhelm Meister*-Kritik (vgl. dazu Karl Robert Mandelkow: Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers. Bd. 1: 1773–1918. München 1980, S. 24), sondern durchaus auch von ›romantischen‹ Autoren (vgl. etwa Adolf Wagner: Zwei Epochen der modernen Poesie in Dante, Petrarca, Boccaccio, Goethe, Schiller und Wieland. Leipzig 1806, S. 77: es gehe um »Bildung des Lebens zur Kunst der Geselligkeit.«).

⁹ Vgl. dagegen die abgewogene Darstellung bei Dennis F. Mahoney: Der Roman der Goethezeit (1774–1829). Stuttgart 1988, S. 48ff.

rem Umgang mit den jeweiligen Romanen charakterisieren oder aufgrund dieses Umgangs von anderen charakterisiert werden können.¹⁰ In sozialhistorischer Perspektive wird man wohl sagen können, daß Kommunikationen unter den Vorzeichen dieses Bildungskonzepts die ältere ›Geschmacks‹-Semantik insofern beerben, als ihnen eine Neudefinition der für die ›Interaktion in Oberschichten‹ konstitutiven Beschränkungen zugrunde liegt.¹¹ Man hat sich angewöhnt, diese Umstrukturierung der semantischen Tradition als Teilgeschichte des ›aufsteigenden Bürgertums‹ oder der ›Verbürgerlichung‹ von Literatur zu beschreiben.¹² Es läßt sich auch kaum bezweifeln, daß es sich bei den meisten der an diesem Bildungsdiskurs Beteiligten der Herkunft nach um Personen bürgerlichen Standes handelt. Und doch ist darauf zu bestehen, daß Bildung im fraglichen Sinn gewissermaßen von Haus aus als eine Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft [b] begriffen werden muß: ›Gebildet/ungebildet‹ differenziert zunächst gerade nicht einander blockartig gegenüberstehende soziale Schichten – etwa: ›das Bildungsbürgertum‹¹³ –, sondern eröffnet im Rahmen literarischer Kommunikation einen Möglichkeitsbereich für kommunikative Beiträge von – der sozialen Herkunft nach – heterogenen Teilnehmern; und die Resultate der so ermöglichten Kommunikation sind keineswegs, etwa durch autoritative Stellungnahmen von auf ihre ›Bürgerlichkeit‹ pochenden Personen, präjudizierbar, sondern Momente eines für Überraschungen offenen Prozesses.

Auch in bezug auf den Bildungsroman ist nun darauf hinzuweisen, daß die beiden Unterscheidungen (1) und (2) keineswegs zur Deckung kommen müssen; für die Zeit um 1800 ist vielmehr zunächst das Gegenteil der Fall. Insbesondere nach dem Erscheinen von *Wilhelm Meister* zeigt sich nämlich, daß in wichtigen Varianten des literarischen Diskurses Unterscheidung (2) gerade auf eine solche Weise programmiert wird, daß diejenigen, welche mit Hilfe von Unterscheidung (1) operieren, sich nun disqualifiziert finden.¹⁴ Wer in und anhand von Romanen moralisiert, anthropologische Thesen erörtert und lebenspraktische Applikation einfordert, verfehlt demzufolge gerade den literarischen Sachverhalt und soll deshalb nicht als gebildet gelten können. Es ist diese Situation,

¹⁰ Vgl. Stanitzek: Bildung und Roman (s. Anm. 7), S. 441ff.

¹¹ Vgl. allg. Niklas Luhmann: Interaktion in Oberschichten. Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert. In: N. L.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt/M. 1980, S. 72–161 und aus der Perspektive der Kunst: N. L.: Individuum, Individualität, Individualismus. In: Bd. 3. 1989, S. 149–258, hier S. 202f.

¹² Siehe Leo Balet/E. Gerhard: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. [1936] Hg. u. eingel. v. Gert Mattenklott. Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1973.

¹³ Ulrich Engelhardt: »Bildungsbürgertum«. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts. Stuttgart 1986, S. 65ff. hält fest, daß um 1800 ›Bildung‹ sich nicht auf einen bestimmten Gesellschaftsstand, sondern nur auf Standards der Teilhabe an literarischen u. ä. Diskursen beziehen läßt.

¹⁴ Vgl. Stanitzek: Bildung und Roman (s. Anm. 7), S. 447ff.

in welcher Karl Morgenstern den Terminus »Bildungsroman« prägt.¹⁵ Sein Einsatz ist genau auf diese Ausgangslage berechnet: Während in der Wahrnehmung wie in der Produktion von Romanliteratur der ästhetisch-formale Gesichtspunkt vom moralisch-inhaltlichen Unabhängigkeit gewinnt, versucht Morgenstern, beide Hinsichten noch einmal zu bündeln. Der Roman soll »stufenweise Ausbildung« seines Helden vorführen *und* er soll von der Bildung seines Autors Zeugnis ablegen; er soll, indem er *beides* realisiert, auf besonders effiziente Weise zur Bildung des Lesers beitragen – unter Zuhilfenahme unseres Notationschemas: Unterscheidung (1) und (2) werden so eklektisch miteinander »verschmolzen«. Zur Gattung sind demzufolge diejenigen Romane zu rechnen, welche einerseits Darstellungen gelingender Bildungsprozesse bieten und andererseits unter die »vorzüglichen« Romane gezählt werden können, also als wertvolle kanonische Texte gelten. Die letztere Einschränkung entspricht dem Prozeß nachhaltig erfolgreicher Kanonisierung, in welchem Goethes *Wilhelm Meister* – mit einigen seiner romantischen »Brüder« – im 19. Jahrhundert als »Individualroman« zum Paradigma des deutschen Romans überhaupt aufrückt.¹⁶ Diese Einschränkung bedeutet aber weder, daß es damit illegitim – »ungebildet« – würde, anhand der betreffenden ausgezeichneten Romane Fragen der Lebensführung und -planung zu reflektieren und zu diskutieren, noch umgekehrt, daß deshalb diejenigen Texte, welche diese hoch ansetzenden ästhetischen Ansprüche unterschreiten, nun indiskutabel würden. Ihnen wird so zwar ein bestimmter begrenzter Stellenwert angewiesen; soweit sie diesen jedoch anerkennen und ihm Rechnung tragen, sind sie alles andere als hinfällig, sondern haben sie eben dadurch die Chance durchaus spezifischer Teilhabe am Diskurs der Bildung. So lebt die erwähnte »trivial-hodegetische« Literatur in Romanform – mit Modifikationen, von denen die Rede sein wird – unbeschadet des Eingeständnisses ihres beschränkten ästhetischen Werts auch nach jenem Einschnitt fort, welchen Goethes Roman markiert. Und gerade diese Literatur bietet interessantes Material für unsere Frage, für die Erforschung der Bedeutung des Bildungsromans für das Bürgertum.

Die oben getroffenen Unterscheidungen sollten es erlauben, dieser Frage einen präzisen Sinn zu geben: Im folgenden geht es darum, wie eine bestimmte Gruppe von ihrer sozialen Herkunft her dem Bürgertum zuzurechnenden Personen (a) sich im Medium des Romans (1) artikuliert und wie auf diesem Wege die Bildungsunterscheidung (2) berücksichtigt und zur Geltung gebracht wird.

¹⁵ Die einschlägigen Texte Morgensterns von 1817, 1820 und 1824 sind jetzt abgedruckt in: Zur Geschichte des deutschen Bildungsromans. Hg. v. Rolf Selbmann. Darmstadt 1988, S. 45–99.

¹⁶ Hartmut Steinecke: »Wilhelm Meister« und die Folgen. Goethes Roman und die Entwicklung der Gattung im 19. Jahrhundert. In: Goethe im Kontext. Kunst und Humanität, Naturwissenschaft und Politik von der Aufklärung bis zur Restauration. Ein Symposium. Hg. v. Wolfgang Wittkowski. Tübingen 1984, S. 89–111, insbesondere S. 94.

An einem Fallbeispiel, nämlich von Medizinern für Mediziner verfaßten Texten, soll dargestellt werden, in welcher Weise eine auf diese bestimmte bürgerliche Gruppe hin zugeschnittene Literatur mit dem »gebildeten Roman« respektive Bildungsroman der »Höhenkammliteratur« in Interaktion tritt. Dabei gilt das Augenmerk zum einen Aspekten der Formierung eines »Bildungsbürgertums«, wie sie in dieser Interaktion selbst faßbar wird; zum anderen aber soll das Spannungsverhältnis deutlich werden, in welches solche bildungsbürgerlichen Objektivationen mit dem der Literatur in der bürgerlichen Gesellschaft zukommenden Autonomiestatus (b) geraten.

Beim ersten der vorzustellenden Texte handelt es sich zwar um eine *Bildungsgeschichte*, doch liegt diese nicht in Romanform, sondern in derjenigen des Genres »Selberlebensbeschreibung« vor:¹⁷ Das Buch des Bremer Arztes Wienholt (1749–1804) enthält eine – angeblich – ursprünglich nicht zur Veröffentlichung vorgesehene Schrift, welche posthum 1805 von einem befreundeten Geistlichen herausgegeben und von der Gattin des verstorbenen Autobiographen biographisch ergänzt und fortgesetzt wird; ein Anhang bringt einige Briefe der Witwe sowie Auszüge aus Schriften Wienholts. Die beiden weiteren Texte kann man hingegen mit Fug und Recht als Arztbildungsromane bezeichnen; doch auch hier sind Nuancen zu berücksichtigen: Der praktische Arzt Osthoff wählt zwar die literarische Form eines Briefromans für seinen 1808 und 1809 erschienenen *Ferdinand Niederholdt*,¹⁸ in welchem ein junger Arzt dieses Namens mit seinem Vater, einem eingesessenen Mediziner, korrespondiert;¹⁹ doch liest sich der Text dabei über weite Strecken als eine Art »Knigge« für den Arztberuf, eine Einführung in dessen soziale Probleme, sein Ethos und die ihm zustehende Anerkennung von seiten anderer gesellschaftlicher Gruppen. Weniger die Perspektive des Individuums Niederholdt wird hier präsentiert, der »Held« soll vielmehr repräsentativ für beliebige Vertreter seines Berufsstandes stehen. Der Roman hat zugleich Traktatcharakter. Was schließlich der Mediziner Diet-

¹⁷ Arnold Wienholt: *Bildungsgeschichte als Mensch, Arzt und Christ*. Zum Theil von ihm selbst geschrieben. Bremen 1805.

¹⁸ Heinrich Christoph August Osthoff: *Ferdinand Niederholdt's eines jungen deutschen Arztes Lehrjahre*. 2 Bde. Sulzbach 1808/1809.

¹⁹ Darin folgt dieser Text einem Muster, das in der hodegetischen Literatur gang und gäbe ist; vgl. z. B. Bernhard Heinrich von Hude: *Wolgemeinte Erinnerungen eines Vaters an seinen Sohn auf Akademien*. Lübeck 1785. Wienholts Autobiographie berichtet, wie er sich zusammen mit Freunden auf den Universitätsbesuch vorbereitet und zugleich damit auch vom »genre-gerechten« Gebrauch von Literatur dieser Art: »Wir hatten vorher einen Plan gemacht, wie wir uns hier einrichten und beschäftigen wollten; dies geschah nach einer Schrift des seeligen Gellerts, die eben damals herauskam: *Briefe eines Vaters an seinen Sohn, der auf die Universität gehen soll.*« (S. 46) – Der hier vorgestellte »Roman« Osthoffs bringt seinerseits recht detaillierte Tips zum akademischen Studium der Medizin (so in Bd. 1, S. 156ff. u. Bd. 2, S. 105ff.), beschränkt sich aber nicht auf diese Dimension.

rich (1785–1832) 1823 unter dem Titel *historischer Roman* erscheinen läßt,²⁰ wirkt, als solle damit ein Beweis für die These angetreten werden, die Jean Paul im *Hesperus*, jenem Roman also, der seinerseits das Schicksal eines jungen Arztes erzählt, aufgestellt hat: es sei »eine Lebensbeschreibung von geschickten Händen leicht zu einem Roman zu veredeln«. ²¹ Dietrich wählt nämlich zum Sujet seines Werks, was sich unschwer als durch eine Periode seiner eigenen Lebensgeschichte inspiriert entschlüsseln läßt: seine Teilnahme an den Napoleonischen Kriegen zunächst als Unter-, dann Oberchirurg in der sächsischen Armee und schließlich als Oberarzt in preußischen Diensten. Gerade am Beispiel seines Textes wird so deutlich, wie nah Bildungsgeschichte und (auto-)biographische Gattung beieinanderliegen, wie problemlos sie ineinander übersetzbar sind. Solcher Nuancen ungeachtet dürften die letztgenannten Mediziner-Romane dem oben – die ex post-Perspektive der Kanonisierung nachvollziehend – als trivial apostrophierten, zu hodegetischer Ausrichtung neigenden Genre zuzurechnen sein. Dieses Genre nutzen sie als Medium für die Realisierung von Formen, welche – das ist in unserem Zusammenhang entscheidend – nicht zuletzt durch Selbstdarstellungs-, Stilisierungs- und Selbstvergewisserungsbestrebungen eines Berufsstandes motiviert sind. Von daher versteht es sich in gewissem Grade, daß die Perfektibilitätsproblematik hier von vornherein entschärft ist. Die Grenzen dessen, was an kontingenten lebensgeschichtlichen Optionen möglich bleibt, sind von der nicht weiter relativierten Vorgabe der medizinischen Laufbahn deutlich abgesteckt. Das ist nicht ungewöhnlich; die Orientierung auf ständisch-traditionale Lebensformen gehört zu den Standardantworten, mit welchen man die unter dem Titel »Perfektibilität« gestellten Fragen zu kalmieren sucht: In einer ganzen Reihe einschlägiger Romane wird das Perfektibilitätsproblem mehr oder weniger in Richtung auf dem jeweiligen Berufsstand eigene Perfektionskriterien aufgelöst.²²

²⁰ Dr. Ewald Christian Victorinus Dietrich: *Des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde. Ein historischer Roman aus den Jahren 1809–1815.* Meißen 1823.

²¹ Jean Paul: *Hesperus oder 45 Hundposttage. Eine Lebensbeschreibung.* In: J. P.: *Werke.* Hg. v. Norbert Miller. Bd. 1. München 1960, S. 509.

²² Vgl. zum Beispiel für den Kaufmannsstand: Philipp Jakob Karrer: *Hilmar, der Rathgeber für junge Kaufleute: oder moralisches Taschenbuch für Handlungszöglinge.* Vom Verfasser der *Geographie für Kaufleute, Manufakturisten und Fabrikanten.* Augsburg 1799: »Ein [...] Wegweiser für Handlungszöglinge soll unser Hilmar seyn, der seine eigene Lebensgeschichte zur Belehrung für junge Kaufleute schrieb, und seinem Sohn ein Testament hinterläßt, in dem moralische Vorschriften enthalten sind.« (Vorrede, S. 5) Der scheinbar pikareske fiktive Lebensweg Hilmars, der ihn über Amsterdam nach Boston und von dort zurück nach Deutschland führt, korreliert in Wirklichkeit den Gepflogenheiten kaufmännischer Ausbildung, welche eine Phase des Aufenthalts an auswärtigen Handelsorten vorsah. – Übrigens stellt auch der Verfasser des *Hilmar* seine literarische Bildung mit einem Goethe-Zitat unter Beweis. (S. 256) – Daß eine ganze Reihe von Texten, in welchen es sich bei der Hauptfigur um Prediger handelt, der Reflexion von Anfechtungen und der Schilderung von Abweichungen einen größeren Spielraum einräumt, wäre in dieser – »ständischen« – Per-

Nun sind vorab einige Bemerkungen zur sozialhistorischen Situierung der Ärzteschaft sinnvoll und notwendig. Von *dem* Stand und *der* Laufbahn des Arztes kann nämlich für die Zeit um 1800 wenigstens insofern nicht ohne Einschränkung gesprochen werden, als es sich bei der Ärzteschaft um eine vielfältig gegliederte Gruppe mit sehr unterschiedlichen Ausbildungswegen, verschiedenen Sozialstatus und entsprechend auseinandergehenden Interessen handelt.²³ Die Ärzteschaft umfaßt einerseits, und zwar als ihren numerisch größten Bestandteil, eine Reihe von Berufsbildern, deren Vertreter nur über ein am ehesten handwerklich zu nennendes Wissen verfügen: Wundärzte, Chirurgen, Barbieri. Eine kleinere Gruppe bilden demgegenüber diejenigen Ärzte, welche dem Gelehrtenstand zuzurechnen sind, die also an einer medizinischen Fakultät ein Universitätsstudium absolviert haben. Die gelehrten unter den Ärzten genießen wohl das weitestgehende Sozialprestige; doch leitet sich dieses im wesentlichen von ihrer Teilhabe an der Gelehrsamkeit und nicht von ihrem spezifischen Beruf her.²⁴ Den nämlich teilen sie nicht nur mit den erwähnten, qua Staatsprüfung approbierten, Wundärzten. »Unterhalb« der Letztgenannten eröffnet sich darüber hinaus ein weites Feld sonstiger heilkünstlerisch Tätiger: »Noth- und eigentlich Winckel=Apotheker; Leute, die mit Schönheitsmitteln handeln – Arcana feilbieten und ausgeben; festsitzende und herumziehende Operateurs, als Staarstecher, Bruch- und Stein=Schneider, Zahnbrecher, Hünereaugenschneider« usw.²⁵ Die Notiz des Novalis, in welcher es heißt, mit Ärzten – wie mit Geistlichen – habe »kein Großer Bedenken öffentlich und vertraut zu erscheinen«, da jeder »so gut, wie er, die Unentbehrlichkeit dieser Leute in unvermeidlichen Stunden« ahne,²⁶ dürfte kaum mehr als ein romantischer Einfall sein.

spektive möglicherweise aufs Konto des besonderen Ethos bzw. einer »deformation professionnelle« des protestantischen Predigers zu buchen.

²³ Ute Frevert: *Krankheit als politisches Problem 1770–1880. Soziale Unterschichten in Preußen zwischen medizinischer Polizei und staatlicher Sozialversicherung.* Göttingen 1984, insbesondere S. 28–44; Claudia Huerkamp: *Ärzte und Professionalisierung in Deutschland. Überlegungen zum Wandel des Arztberufs im 19. Jahrhundert.* In: *Geschichte und Gesellschaft* 6 (1980), S. 349–382; C. H.: *Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten.* Das Beispiel Preußens. Göttingen 1985; C. H.: *Die preußisch-deutsche Ärzteschaft als Teil des Bildungsbürgertums. Wandel in Lage und Selbstverständnis vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Kaiserreich.* In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Bildungssystem und Professionalisierung in internationalen Vergleichen.* Hg. v. Werner Conze u. Jürgen Kocka. Stuttgart 1985, S. 358–387.

²⁴ Huerkamp: *Ärzte und Professionalisierung* (s. Anm. 23), S. 350f.

²⁵ Johannes Stoll: *Staatswissenschaftliche Untersuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung.* 2. Tl. Zürich 1812, S. 58f.; zit. n. Frevert: *Krankheit* (s. Anm. 23), S. 56. Vgl. zu dieser Berufsgruppe jetzt Sabine Sander: *Handwerkschirurgen. Sozialgeschichte einer verdrängten Berufsgruppe.* Göttingen 1989.

²⁶ Novalis: *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs.* Hg. v. Hans-Joachim Mähl u. Richard Samuel. Bd. 2. München 1978, S. 393, Fr. 368.

Denn hineingestellt in solche Gemengelage konnte es mit dem Prestige des Arztes *als Arzt* nicht weit her sein, wobei für den Fall der gelehrten Ärzte erschwerend hinzukam, daß ihr akademisches Wissen keineswegs als das therapeutisch effektivere ausgewiesen, sondern im wesentlichen rein spekulativer Natur war. Mochte der gelehrte ›Medicus purus‹ auch auf seine akademisch geringer oder gar nicht qualifizierten Konkurrenten und Konkurrentinnen herabsehen, so mußte er doch befürchten, in puncto praktischen Erfolgs von ihnen in den Schatten gestellt zu werden.²⁷ Sicher war das soziale Ansehen einzelner Mediziner beachtlich, aber es verdankte sich eben weniger ihrem Berufs- als vielmehr ihrer Zugehörigkeit zum Gelehrtenstand und der Teilnahme an der von diesem gepflegten Kommunikation.²⁸ – Der Weg, den die zunächst in dieser Weise verfaßte Ärzteschaft im 19. Jahrhundert gehen wird, läßt sich beschreiben als Herausbildung und Vereinheitlichung einer modernen Profession²⁹ mit homogenen Zugangsbedingungen, scharf gezogener Trennungslinie zwischen Experten und Laien, einer ausgeprägten speziellen Ethik und hohem gesellschaftlichen Ansehen. Mit der vorzustellenden Medizinerliteratur befinden wir uns in der Frühphase bzw. am Ausgangspunkt dieser Entwicklung, die einen ersten signifikanten Niederschlag in Preußen 1825 mit der Neuregelung der Prüfungsbedingungen für die Ärzte finden wird. Diese Reform wird die gelehrten Ärzte und die halbakademisch ausgebildeten ›Wundärzte I. Klasse‹ enger aneinander binden und sie gegen das übrige Heilpersonal differenzieren; und sie wird, in Korrelation dazu, die Trennung der Ausbildungswege in rein medizinische einerseits, chirurgische andererseits aufheben³⁰ und so den Weg für den weiteren erfolgreichen Aufstieg der Ärzteschaft ebnen.

Wie sind nun vor dem Hintergrund der hier nur knapp skizzierbaren Ausgangslage dieses Prozesses die von Wienholt, Osthoff und Dietrich verfaßten Bildungsgeschichten zu verorten? Alle drei Verfasser sind von ihrer sozialen Position her als ›gelehrte Ärzte‹ zu bezeichnen. Der Kaufmannssohn Wienholt³¹ ist überdies Bremer Stadtphysikus, Osthoff wird etwa gleichzeitig mit der Veröffentlichung des *Ferdinand Niederholdt* Landphysikus in Westfalen; und diese beiden sind zugleich als Beiträger zur medizinischen Literatur ausgewie-

²⁷ Frevert: *Krankheit* (s. Anm. 23), S. 39; Huerkamp: *Aufstieg der Ärzte* (s. Anm. 23), S. 22ff. mit der Betonung, das medizinische Wissen um 1800 sei – in heutiger Terminologie – eher ›geistes-‹ als ›naturwissenschaftlich‹ verfaßt gewesen.

²⁸ Huerkamp: *Ärzte und Professionalisierung* (s. Anm. 23), S. 351.

²⁹ Vgl. allg. Jürgen Kocka: *Stand – Klasse – Organisation. Strukturen sozialer Ungleichheit in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Aufriß*. In: *Klassen in der europäischen Sozialgeschichte*. Hg. v. Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1979, S. 137–165, hier S. 150ff., der hervorhebt, daß der Professionalisierungsprozeß zugleich mit einer Remobilisierung ›berufständischer statt berufsspezifischer‹ Motive und Einstellungen einherging. (S. 155)

³⁰ Huerkamp: *Aufstieg der Ärzte* (s. Anm. 23), S. 45ff.

³¹ Er merkt an, er sei durch einen ›in bürgerlichen Häusern‹ üblichen Erziehungsstil geprägt. (S. 4)

sen. Auch Dietrich, Sohn eines juristisch ausgebildeten – und in den ›schönen Wissenschaften‹ dilettierenden – Amtmanns, nach einem Jurastudium zunächst Armeechirurg, ist schließlich zum gelehrten Mediziner aufgestiegen; der ›Dr.‹, mit dem er seinen Autornamen im Buchtitel versieht, kündigt stolz von der nach seiner Wundarztzeit erfolgten Promotion. Mit seinen eher ins belletristische Fach einschlagenden Veröffentlichungen – Gedichte, Idyllen, Romane, Sammlungen von Volkssagen, Aufsätze, zum Teil in Wielands *Teutschem Merkur* – scheint er den Fußstapfen seines Vaters zu folgen, und angeblich stirbt er dann später auch auf eine dem Stand des Dichters angemessene Weise – an Melancholie.³² Die Autoren teilen also die Perspektiven und Interessen der gelehrten Ärzteschaft, und sie suchen sich als Vertreter dieser Ärzteschaft in Szene zu setzen.

Dieses gleiche Bestreben realisiert sich freilich in unterschiedlichen Formen, wobei diese Formen selbst sozialhistorisch signifikante Daten darstellen. Die Lebensbeschreibung des einer älteren Generation zugehörenden Wienholt folgt im wesentlichen dem Muster einer traditionell auf dem Feld der Gelehrsamkeit einheimischen Gattung, der Gelehrtenautobiographie.³³ Diese gehört zu den gebräuchlichen Medien der Repräsentation des Gelehrtenstandes und hat darin ihren Hauptbezugspunkt, ihre Existenzberechtigung. Sosehr sie sich dann für der ›Erfahrungsseelenkunde‹ verpflichtete bzw. pietistisch inspirierte Selbstbeobachtungen öffnen mag – Wienholts Autobiographie präsentiert ihn ja nicht nur als gelehrten Arzt, sondern zugleich als ›Menschen‹ und ›Christen‹ –, sosehr bleibt ihre formale Organisation in Stil und Skandierung vom ›Korsett‹ ihrer Funktion abhängig. Die ostentative Haltung wird im autobiographischen Genre nicht selten von dem Argument flankiert, daß die Vorlage solcher Texte den Lesern zur eigenen Orientierung dienen könne.³⁴ Diese Frage wird vom Wienholt-Herausgeber in seiner Vorrede auch direkt angesprochen und dahingehend entschieden, daß zwar »vor aller unzeitigen Nachbildung nach fremden

³² Neuer Nekrolog der Deutschen. Bd. 10: 1832 (1834), Kurze Todesanzeigen, Januar.

³³ Siehe dazu Klaus-Detlef Müller: *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*. Tübingen 1976, S. 30ff.; zur Bedeutung biographischer Formen für die Gelehrsamkeit allg. Helmut Scheuer: *Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1979, S. 15.

³⁴ So gibt zum Beispiel der Staatsrechtler Moser als »Beweggrund« für die Veröffentlichung seiner *Lebensgeschichte* an, »jungen Leuten, von denen Schulen an, bis zu ihrem Eintritt in allerley Arten von öffentlichen Aemtern, gleichsam in einem Spiegel zum voraus allerley Fälle zu zeigen, die sich bey ihnen eben so leicht, als bey mir, zutragen können«. (Johann Jakob Moser: *Lebensgeschichte von ihm selbst beschrieben*. 3. Aufl. Frankfurt u. Leipzig 1777, 1. Tl., Vorrede, unpag.) Prominent ist die Stellungnahme Herders, der – unter dem Schock von Rousseaus skandalöser Selbstbeschreibung – die Erfüllung dieses didaktischen Zwecks zum Kriterium für lesenswerte Autobiographien überhaupt erhob. (Bekanntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. [...] nebst einigen einleitenden Briefen von Hrn. Vicepräsident Herder. Hg. v. Johann Georg Müller. 1. Tl. Winterthur 1791, S. XXXIII)

Mustern« zu warnen, (S. XXIIIff.) im übrigen aber die Kenntnisnahme des fremden Lebensweges geeignet sei, zur eigenen »Vervollkommnung« beizutragen. (S. XIX) Dabei wird die Perfektion des Verfassers vorausgesetzt, und eben dies gehört ja zur ›Logik‹ des Genres: das Leben in der Rückschau gleichsam ›von hinten‹, von einer erfolgreichen und erfüllten Gelehrtenexistenz (im besten, gelungenen Fall supplementiert durch gesicherte Hausvaterposition und beruhigtes Seelenleben) her aufzurollen. Vom erreichten Telos aus liegt es dann nahe und fällt es leicht, der Weisheit der Providenz Lob und Dank zu spenden. Wie sehr das Organisationsprinzip solcher Autobiographien³⁵ von der schließlichen Einmündung in einen festumrissenen und renommierten Status zehrt, ist auch dem Brauch abzulesen, die Lebensgeschichte am Ende in eine ›stationäre‹ Schilderung der Ehrenstellen, des Temperamentscharakters und regelmäßiger Aktivitäten übergehen zu lassen, nicht selten sogar einfach in ein vollständiges Schriftenverzeichnis des Verfassers.³⁶ Die Erzählung wird so in ein Tableau überführt, welches die Existenz und das Wirken der betreffenden Person als ›Laufbahn‹ im älteren Sinn verzeichnet: nicht als Karriere, sondern als »Beharungsstand«,³⁷ als mehr oder weniger statischen »Umfang von Gegenständen, mit welchen wir uns beschäftigen.«³⁸ Genau diesem Schema der gelehrten Selbstbiographie paßt sich der Text des Arztes Wienholt ein. Er stattet Rechenschaft vom Gang seiner schulischen und religiösen Bildung ab und gewichtet deren Mängel und Vorzüge. Dabei folgt auch die Präsentation auf den ersten Blick ›privater‹, den Rahmen eines bloßen ›Curriculum vitae‹ überschreitender Daten bis ins Detail den Vorgaben von Vorgängertexten. So wird man in Kindheit und Jugend von ›Blödigkeit‹ geplagt, (S. 10, 20, 36, 67) jener ärgerlichen Mitgift unsicherer Überreflektiertheit und fehlender Weltläufigkeit, welche mit bürgerlicher (vs. adliger) Abkunft und insbesondere der Erziehung zur Erudition einhergeht. Darin kommt Wienholt etwa mit dem Orientalisten Reiske oder dem – ihm übrigens persönlich bekannten – Handlungswissenschaftler

³⁵ Zum formalen Aufbau: Günter Niggel: Geschichte der deutschen Autobiographie im 18. Jahrhundert. Theoretische Grundlegung und literarische Entfaltung. Stuttgart 1977, S. 14ff.

³⁶ Vgl. etwa Anton Friderich Büsching: Eigene Lebensgeschichte, in vier Stücken. Halle 1789, S. 606ff.

³⁷ Johann George Sulzer: Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt, mit Anmerkungen von Johann Bernhard Merian u. Friedrich Nicolai. Berlin u. Stettin 1809, S. 26; Gegenbegriffe sind hier: »Ungewißheit und Unbeständigkeit meines bisherigen Lebens.«

³⁸ Art. »Lauf=Bahn«. In: Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats= Stadt= Haus= und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung. Hg. v. Johann Georg Krünitz. Bd. 66. Brünn 1797, S. 7. Entsprechend heißt es beispielsweise in *Campes Theophron* zur Berufswahl, es gehe darum, »die eigentliche Laufbahn abzustechen«. (Joachim Heinrich Campe: *Theophron*, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. [1783] In: J.H.C.: *Sämmtliche Kinder= und Jugendschriften*. Vierte Gesamtausgabe der letzten Hand. Bd. 37. Braunschweig 1832, S. 78.)

Büsch ebenso überein wie in der Darstellung des Umstands, daß sich diese Problematik mit der Erlangung einer sicheren gesellschaftlichen Stellung wenn auch nicht gänzlich erledigt, so doch nachhaltig entdramatisiert.³⁹ Es bleibt dann ein wenig Hypochondrie (S. 95), die herauszustellen freilich zum ›guten Ton‹ dieser Autobiographietradition gehört; die einschlägigen Texte eines Semler, Pütter oder Feder zeugen für die Richtigkeit von Lichtenbergs Beobachtung: »Die Gelehrten haben seit jeher ihre Hypochondrie [...] lieber beschrieben, als die Krankheiten des innern Kopfes.«⁴⁰ Mit dem Eintritt in »die große Laufbahn, die sich wohl erst mit meinem Leben endigen wird«, (S. 74) erreicht auch der Lebenslauf des Bremer Medicus jenen Punkt, an welchem seine Biographie zur Ruhe kommt und damit im Duktus des Genres erzählbar wird. Die Lebensbeschreibung erfolgt also nicht als Rechtfertigung der Lebensgeschichte, sondern ist durch diese gerechtfertigt. Ihre privaten (*Mensch*), berufsspezifischen (*Arzt*) und religiösen (*Christ*) Aspekte konvergieren im *Gelehrten*, der als solcher ganz selbstverständlich die Autobiographie als Institut des Gelehrtenstandes in Anspruch nimmt.

Insofern kann es auch kaum überraschen, daß in dem so abgesteckten Rahmen für Wienholt die Dignität der Medizin und des Arztberufs in keiner Weise zur Debatte steht. Sie ist in der der Gelehrsamkeit impliziert und bedarf keiner Darstellung. Wohl wird dann Medizinisches thematisiert: akademische Lehrer und Lehrbücher, Studienorte, ziemlich beiläufig die Promotion. Zur Wahl des Fachs ist Wienholt, der sich zunächst juristischen Studien widmete, eher zufällig gekommen; nach hypochondrisch motivierter Tissot-Lektüre stellt es sich ihm als »angenehme und nützliche Kunst« dar und macht er sich an die Überwindung des »Widerwillens, den ich bisher gegen Anatomie, Chirurgie, Accouchement gehabt hatte«. (S. 42) Im Fortgang seiner Ausbildung wird er in Göttingen zunächst zum »Feind aller Theorien« und formt sich ein Idealbild von »wahren praktischen Ärzten«; (S. 55) später, in Wiener Hospitälern selbst mit der Praxis konfrontiert, verliert sich diese Emphase ein wenig und macht einem »guten Theil Scepticismus in der Medizin« Platz. (S. 67) All das ist eher lakonisch gehalten,⁴¹ erst die Darstellung seiner Verdienste um das Bremer Gesundheitswesen nimmt breiteren Raum ein. Im übrigen situiert sich Wienholt selbstbewußt im Gesamt des ›Gelehrten Teutschlands‹. Ein Bericht über seine nach Abschluß des Studiums unternommene Reise gibt Gelegenheit, auf seine Beziehungen mit »verschiedenen der besten Köpfe Deutschlands« hinzuweisen: In

³⁹ Johann Jakob Reiske: Von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung. Leipzig 1783, insbesondere S. 76f. u. Johann Georg Büsch: Ueber den Gang meines Geistes und meiner Tätigkeit. In: J. G. B.: *Erfahrungen*. Bd. 4. Hamburg 1794, S. 73.

⁴⁰ Georg Christoph Lichtenberg: G 163. In: G. C. L.: *Schriften und Briefe*. Hg. v. Wolfgang Promies. Bd. 2. München 1971, S. 164.

⁴¹ Ein Bericht über seine Verwicklung in den Streit um ›tierischen Magnetismus‹, in dem er zum Verbündeten Lavaters wurde, wird erst im Text der Gattin nachgetragen. (S. 125ff.)

Leipzig konvertiert er mit Engel, Weiße und Platner; von diesen mit »sehr gute[n] Adressen« ausgestattet, (S. 71) trifft er in Berlin unter anderen Ramler und Nicolai, in Hamburg neben einigen Ärzten auch Büsch und Klopstock.

Diese Aufzählung ist kennzeichnend für die Homogenität des Raumes, in welchem sich gelehrte Kommunikation vollzieht. In diesen Raum gehören – bei aller Bewunderung etwa für Klopstock, der im Hause Wienholt außerordentlich geschätzt wurde⁴² – als Vertreter der »schönen Wissenschaften« auch die Dichter. Das ist selbstverständlich für einen Mann, der in seiner Schulzeit noch gelernt hat, Verse zu machen. (S. 16)⁴³ Schon als Jugendlicher, berichtet er – wie auch immer stilisierend –, sei seine Wahrnehmung von Literatur von folgenden Kriterien geleitet gewesen: Zum einen ging es ihm darum, seinen »Styl zu bilden«, zum anderen um Beiträge zu seiner »Erbauung und moralischen Vervollkommnung«. (S. 41)⁴⁴ Darüber hinaus gehören für Wienholt, wie für die aufgeklärten Gelehrten im allgemeinen, Dichtung und Lesen zu einer gewissen Diätetik der Lebensführung. So befreite die Wieland-Lektüre – genannt werden *Musarion* und *Agathon* – den Gymnasiasten von hypochondrischen Anwandlungen, indem sie ihn »für den Eindruck der Schönheit und Harmonie, besonders für die der schönen Natur empfänglich« machte. (S. 32f.) Daß er wenig später »Romane, süße tändelnde Schriften« zur »Lieblingslektüre« wählte, (S. 41) scheint er sich auch im nachhinein nicht verzeihen zu können. Die damit implizierte Unterscheidung – Romane vs. »gebildete« Romane (*Agathon*) – zeigt an, daß und wie der Arzt mit Bildungsdistinktionen operiert. Auch seine Frau beweist dafür subtiles Gespür, wenn sie den Geschmack ihres Mannes hinsichtlich der literarischen Szene um 1800 charakterisiert: »*Novalis*, *Schiller* und *Goethe* konnte er im Ganzen nicht so goutiren, wie es der Modeton erfordert«, um dies sofort vielsagend einzuschränken: »mit Ausnahme einiger entschiedener Meisterwerke«... (S. 222) Welche Stellung Wienholt darüber hinaus zu den Bildungsroman-»Meisterwerken« eingenommen hat, muß offenbleiben. Festzuhalten ist nur: Zwar rechnet er die *Geschichte des Agathon* zu seinen entscheidenden Lektüren, doch ist nicht zu sehen, daß er die Einschätzung Blanckenburgs geteilt hätte, der Wielands Werk als Prototyp eines »Ausbildung und Formung«⁴⁵ von Individuen vor Augen führenden Romans beschrieben hatte. Auch etwa den Bildungsweg des *Agathon* in irgendeiner Weise auf seinen eigenen Lebensweg oder gar seinen beruflichen Werdegang zu beziehen, liegt jenseits des Interesses des Autobiographen. Als Akademiker ist er zu-

⁴² Siehe den Bericht der Gattin über gemeinsame Lektüre. (S. 129)

⁴³ Für die nachfolgende Generation kann man davon nicht mehr ausgehen; vgl. Heinrich Bosse: Dichter kann man nicht bilden. Zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik X,1 (1978), S. 80–125.

⁴⁴ Zu Wienholts Lektüre vgl. auch Rolf Engelsing: Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500–1800. Stuttgart 1974, S. 198ff.

⁴⁵ Friedrich von Blanckenburg: Versuch über den Roman. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774. M. e. Nachwort v. Eberhard Lämmert. Stuttgart 1965, S. 392.

gleich »gebildet«, und es bedarf zusätzlich keines metaphysischen Konzepts einer Bildungsgenese.

Interessanterweise springt aber an dieser Stelle, an welcher Wielands Roman in der Autobiographie auftaucht, deren »Abschreiberin«, die Witwe Wienholt, mit einer interpretierenden Fußnote ein:

Muß man nicht staunen und bewundern, wie der große Erzieher diesen, so viele vorzügliche Anlagen unentwickelt in sich enthaltenden – wenn ich sagen darf – herrlichen *Menschenkern*, den er sogar keinen irrdischen Pflegern anvertraut hatte, so gleichsam unmittelbar nach und nach selbst entwickelte, so eigentlich *erzog*, daß alle Schönheiten desselben, wie bei dem Ausschlagen, der Blüte, und der Frucht eines Baumes, Stufenweise hervortreten konnten? (S. 33)

Auf diese Weise wird Wienholts Text schließlich ex post von jener Metaphorik organischen stufenweisen Wachstums überwölbt und hat so nolens volens doch teil an jenem Diskurs, zu welchem auch Romane gehören, die die Bildung von Individuen erzählen.⁴⁶ Wie der Dichter als »Alter deus« seinen Romanhelden sich selbsttätig – ohne Erziehungsinstitute als Garanten von Erfolg und glücklichem Ende – entwickeln läßt, so verhält sich Gott als »der große Erzieher« zum Individuum Wienholt, das er »entwickelte«, ohne ihn »irrdischen Pflegern« – das heißt einer ihn von vornherein vernünftig führenden Instanz – zu überantworten.⁴⁷ Dabei dürften die organologischen Bilder weniger auf eine Rezeption von Herders Bildungstheorie zurückzuführen sein, als vielmehr dem pietistischen Sprachhaushalt der Verfasserin entstammen. Dasselbe ist für die Kategorie »Bildung« anzunehmen, die im Titel der nachgelassenen Schrift erscheint.⁴⁸ Indem jedoch unter der Hand der Gattin des Gelehrten dessen Autobiographie zur *Bildungsgeschichte* mutiert, findet gleichwohl eine merkliche Akzentverschiebung statt. Nahm der Text ursprünglich ein Genre des *gebildeten Gelehrten* in Anspruch, erscheint er jetzt – in seiner Rahmenpräsentation – als der eines *gelehrten Gebildeten*.⁴⁹

Schon in der Titelgebung der beiden folgenden hier zu verhandelnden Texte gelehrter Ärzte setzt sich dieser Trend fort. Arnold Wienholts eigenhändiger Lebensbeschreibung war er als einem Stück akademischer »Litteratur« noch

⁴⁶ Vgl. Georg Stanitzek: Das Bildungsromanparadigma – am Beispiel von Karl Traugott Thiemes »Erdmann, eine Bildungsgeschichte«. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 34 (1990), S. 171–194, insbesondere S. 177ff.

⁴⁷ Wienholt selbst beklagt ausdrücklich die nachlässige Erziehung, welche in seinem Elternhaus praktiziert wurde. (S. 4)

⁴⁸ Zur pietistischen Fassung des Begriffs und den mit ihr gegebenen pädagogischen Konnotationen: Rudolf Vierhaus: Art. »Bildung«. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hg. v. Otto Brunner, Werner Conze u. Reinhart Koselleck. Bd. 1. Stuttgart 1972, S. 508–551, hier S. 509ff.

⁴⁹ Vgl. Stephen Turner: The »Bildungsbürgertum« and the Learned Professions in Prussia, 1770–1830. The Origins of a Class. In: Histoire sociale – Social History 13 (1980), S. 105–135.

äußerlich: Heinrich Christoph August Osthoff und Ewald Christian Victorin Dietrich beziehen sich von vornherein auf gebildete Literatur, Literatur der am Bildungsdiskurs Teilhabenden. Vor allem: *Als Arzt* formulierte Wienholt keine Bildungspräentionen. Wohl charakterisierte er sich einerseits als lesendes und über Literatur konversierendes Individuum, und darüber hinaus war andererseits, was er selbst nicht der Erwähnung wert findet, ›Bildung‹ in der Aufklärungsfigur des ›philosophischen Arztes‹ ja vorausgesetzt, insofern dieser maßgeblich an der Formierung hygienischer und medizinischer Standards von Lebensführung mitwirkte.⁵⁰ Für die Arztbildungsroman-Autoren Osthoff und Dietrich gibt es hier kein ›Einerseits-andererseits‹ mehr; sie schließen beide Seiten kurz. Sie stellen von vornherein eine prägnante Verbindung ihrer selbst als Vertreter des ärztlichen Berufsstandes mit der schönen Literatur her. Das tun sie zuallererst, indem sie mit ihren Texten den schlechthin ›gebildeten‹ Roman zitieren, Goethes *Wilhelm Meister*.

Wenn Osthoff seinen didaktischen Briefroman als *eines jungen deutschen Arztes Lehrjahre* veröffentlicht, ist er weit entfernt, sich *Meisters Lehrjahre* inhaltlich zum Vorbild zu nehmen. Daraus etwa, wie genau er auf ständische Etikette hält, mag man leicht schließen, daß der Umgang mit Schauspielern oder gar Fahrenden, wie ihn Wilhelm Meister pflegt, für Osthoff in jedem Fall unter der Würde des ›jungen deutschen Arztes‹ wäre. Wilhelms Abenteuer erschienen ihm wohl nur als gefährliche moralische Bewährungsprobe und im übrigen als verplemperte Zeit. Der sich bildende bzw. gebildete Arzt soll sich von allem »Geniewesen« mit seinen »Kreuz- und Quersprüngen« fernhalten⁵¹ und vor dessen Übertragung aufs Feld seiner Ausbildung und beruflichen Tätigkeit hüten; statt dessen wird als der angemessene Umgang mit dem »ächten Wissenschafts- und Kunstgenie« eine Haltung kundig-distanzierter Rezeption empfohlen. (Bd. 2, S. 106) Seine eigenen Qualitäten als Literaturrezipient charakterisiert der Verfasser mit einem Kommentar zur Inanspruchnahme von Goethes Romantitel. Der didaktische Inhalt der *Arzt-Lehrjahre* sei nur »ästhetisch-schöner [...] Einkleidung« halber in Romanform gebracht worden – »jede romanhafte Verwicklung lag ausser meinem Plane.« In dieser Hinsicht vorfallende Mängel dürften daher »dem ästhetischen Kunstrichter« nicht anstößig sein. (Bd. 1, Vorrede, S. XIV)

Diess ist genug gesagt, um zu beweisen, dass ich, wie mancher leicht aus dem Titel vermuthen könnte, keineswegs gesonnen war, *Wilhelm Meister* nachzuahmen; ob schon ich nicht läugne, dass auch mein Gegenstand eines ähnlichen idealischen Schwunges fähig sey, und von einer geübten Meisterhand zu einer treflichen Poesie benutz werden könnte. Ich für meinen Theil hielt mich zu einer solchen Arbeit nicht vermögend genug, und trug auch immer die Ueberzeugung bey mir, dass dem Arzte,

⁵⁰ Vgl. Frevert, *Krankheit* (s. Anm. 23), S. 28ff.

⁵¹ Osthoff: Ferdinand Niederholdt (s. Anm. 18), Bd. 2, S. 105. Im folgenden wird Osthoff mit Bd.- und Seitenzahl, Dietrich (s. Anm. 20) mit einfacher Seitenzahl in Klammern im fortlaufenden Text zitiert.

dieweil er sich in der prosaischen Welt herumbewegen muss, dem Nutzen nach wohl am besten mit einer prosaischen Arbeit, wie die meinige ist, gedient seyn dürfte. (Bd. 1, Vorrede, S. XIVf.)

Solche Selbstcharakteristik beweist ein solides Einschätzungsvermögen, und die Handhabung der Differenz von Poesie und Prosa, welche in dieser Form – Goethes Roman als »Poesie« begreifend – keineswegs allen ›gebildeten‹ Zeitgenossen geläufig ist, trägt das Ihre dazu bei, den Verfasser als literarisch versierten Mann auszuweisen. Hand in Hand mit seiner ausdrücklichen Bescheidenheit in literarischer Hinsicht, macht er mit der Bemerkung, der Beruf des Mediziners sei eines »idealischen Schwunges« fähig, sehr prononciert Ansprüche auf die herausragende humane Qualität des Ärztestandes geltend, Ansprüche, auf denen er in den beiden *Lehrjahre*-Bänden in unermüdlicher Wiederholung insistiert.

Sie auch literarisch einzulösen, versucht 1823 Dietrich, wiederum unter explizitem Bezug auf den Roman der Gebildeten: *Des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reisen und im Felde*. Jener Entschluß, den Wilhelm Meister im Anschluß an die ›Lehrjahre‹ unter dem Titel *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden* schließlich faßt, nämlich Arzt zu werden, steht gleich am Beginn der Laufbahn des hier vorgeführten Helden. Was allerdings Goethes von der zeitgenössischen Rezeption als spröde wahrgenommenes⁵² Alterswerk an »idealischem Schwung« vermissen läßt, das liefert Dietrichs Roman nur zu reichlich. Das Motiv, welches sich in Goethes *Wanderjahren* mit dem Einschlagen der ärztlichen Laufbahn verbindet, ist eher »resignierende« Affirmation der Kategorien karger Brauchbarkeit und Nützlichkeit, »Entsagung in die tüchtige Spezialisiertheit.«⁵³ Und daß diese Affirmation noch dadurch akzentuiert wird, daß Wilhelms Ausbildung ganz entschieden auf praktische Wundarztstätigkeit ausgerichtet ist, darauf hat Arthur Henkel zu Recht aufmerksam gemacht: »Der Wundarzt nahm in der Hierarchie der Medizin eine der unteren Stufen ein. Noch der Barbier aus dem Kreise der Wanderer, welcher das Märchen von der neuen Melusine erzählen darf, wird zugleich als ›derber Wundarzt‹ eingeführt. Wilhelms Entschluß zu diesem Beruf ist eine drastische Selbsteinschränkung seiner Anlagen.« Von der Konzeption, daß sich eben damit eine »Dialektik der Entsagung« eröffne, der zufolge diese – ja nicht zuletzt soziale – Selbstbeschränkung dann andererseits durch die »Unmittelbarkeit der wiederherstellenden Hilfeleistung« in der wundärztlichen Berufsausübung ausgezeichnet und gleichsam geadelt wird,⁵⁴ findet sich bei Dietrich keine Spur. So

⁵² Vgl. Klaus F. Gille: »Wilhelm Meister« im Urteil der Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte Goethes. Assen 1971, S. 245ff.

⁵³ Arthur Henkel: *Entsagung*. Eine Studie zu Goethes Altersroman. 2. Aufl. Tübingen 1964, S. 163.

⁵⁴ Henkel: *Entsagung* (s. Anm. 53), S. 39. Zum Wundarztberuf in den *Wanderjahren* vgl. auch Jeremy Adler: »Die Sonne stand noch hoch ...«. Zu Landschaft und Bildung in

wohl sein wie auch der Text seines Kollegen Osthoff segeln unter der Flagge von Goethes Romantitel, um von einer Position möglichst unbezweifelbarer ›Bildung‹ her soziales Prestige für die Ärzteschaft zu reklamieren. Das Bild, das hier vom Arzt gezeichnet wird, soll ihn in seiner ganzen ihm zukommenden Würde, als selbstverständlichen Stützpunkt humanistischer Bildung und integralen Bestandteil der Oberschicht erscheinen lassen. Die Ostentation von Gelehrsamkeit weicht der Propaganda für eine Profession.

Diese Profession aber gibt es noch nicht, sondern statt ihrer die oben beschriebene mehr oder weniger unübersichtliche Gemengelage. So tragen diese Elogen auf den Arztberuf denn auch sehr deutlich die Spuren des unbefriedigenden Status quo, von dem sie sich als Entwürfe abzuheben suchen. Sie konturieren sich als Wunschbilder und bilden gleichzeitig Elemente von Strategien, diese Bilder in einer schlechten Wirklichkeit zu realisieren. Das gilt besonders für Osthoff, dessen *Lehrjahre* einen jungen Arzt in der prekären Situation der ersten Niederlassung in einer fremden Stadt schildern⁵⁵ und anhand dieser konflikträchtigen Lage hodegetische Vorschläge für optimales Verhalten verabreichen, wobei Hodegetik hier zur Anweisung wird, sich einen Platz in der ›Bildungs-‹Welt zu erkämpfen. Es geht darum, sich in denjenigen Kreisen zu empfehlen, in denen, wie »sich das wohl von selbst versteht, [...] der gesellschaftliche Ton auf eine gewisse Ausbildung Anspruch« macht. (Bd. 1, S. 4) Dabei stellen sich schwerwiegende Probleme ein: Daß man dem jungen Doktor mit gebührender Achtung begegnet, hängt keineswegs nur von seiner Fähigkeit ab, im persönlichen Auftreten »linkisches Benehmen« zu vermeiden und ein »günstiges Vorurtheil« zu erwecken. (Bd. 1, S. 13) Mag er auch Zugang zum Umgang »sehr gebildeter Männer« in »den höhern Ständen« suchen und finden, (Bd. 1, S. 5) so muß er doch gleichzeitig froh sein, von höhergestellten Patienten nicht mit »Er« angeredet zu werden. (Bd. 2, S. 258) Auch in Dietrichs *Lehr- und Wanderjahren* finden sich deutliche Hinweise zu diesem Problemkreis. Sein ›historischer Roman‹ berichtet beispielsweise mit Genugtuung, welche von erheblicher Empfindlichkeit in diesem Punkt zeugt, über das Ansehen, das die Wundärzte 1806 in der sächsischen Armee genossen: »[D]as Gesez gebot, jeden Feldwundarzt der untersten Klasse mit *Sie* zu benennen, und allmählich wurde der Gebildete der Unterwundärzte in den Regimentern, dem Corps der Officiers vertrauter.« Ein Grund für diese Entwicklung wird darin gesehen, daß in jenen Jahren an der »wundärztlichen Bildungsanstalt« zu Dresden »die Bildung der dortigen Zöglinge einen neuen höhern Schwung erhalten« habe. (S. 17) Zwi-

Wilhelm Meisters *Wanderjahre*. In: Text + Kritik. Sonderband: Johann Wolfgang von Goethe. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München 1982, S. 222–239, hier S. 237f.

⁵⁵ Die ökonomische Seite dieser Problematik schildert Johann Georg Büsch: Ueber die verfallene Haushaltung der meisten Gelehrten unsrer Zeit. In: J.G.B.: Vermischte Abhandlungen. Hamburg 1777, 2. Tl., S. 363–436, hier S. 385. Zur Bedeutung von »Menschenkenntniß« für den Arzt siehe auch Friedrich August Carus: Psychologie. Bd. 2. Leipzig 1808, S. 159.

schen Bildung und gesellschaftlicher Anerkennung soll also eine einfache kausale Beziehung angenommen werden können.⁵⁶ Daß es damit faktisch nicht unbedingt weit her ist, gibt der Verfasser unfreiwillig mit einer kleinen erzählerischen Ungeschicklichkeit zu erkennen: Als sein Held Julius Heilmann soeben einen polnischen Adligen und dessen Tochter aus tödlicher Gefahr errettet und sich selbst dabei verletzt hat, wird er im unmittelbar folgenden Moment von jenem mit dem überschwenglichen Ausruf begrüßt: »Willkommen!! erwidert der Obrist, der Stand des *Arztes* ist in Polen *hoch geehrt*, wir werden uns weiter darüber verständigen.« (S. 8) Die Verständigung über die Standesgrenzen hinweg wird der Autor schließlich so weit führen, daß der Arzt mit der Obristentochter Hochzeit feiern kann – am Ende einer langen ›Wallfahrt zum Adelsdiplom‹.

Das ist Fiktion, formuliert als solche aber doch eine unmißverständliche Aussage, die den traditionellen bürgerlichen Glaubenssatz, daß nur Verdienste adeln, umwendet in den Herzenswunsch, der Verdienstvolle möge denn auch faktisch geadelt werden. Osthoff läßt seiner Phantasie nicht ganz so freien Lauf, allein deshalb schon, weil er sie – dem von ihm gewählten Genre gemäß – immer wieder an den Stand der Dinge zurückbinden muß, in welchem der Arzt mit der erniedrigenden »Er«-Anrede zu rechnen hat. Doch auch er richtet viel Aufmerksamkeit auf Maßregeln, sich bei den ›Vornehmen‹ in Achtung zu setzen: Dem Arzt dürfen nicht »die Sitten eines gemeinen Bürgerlichen [...] ankleben«; (Bd. 2, S. 261) er verhalte sich nach der Devise: »[Z]eige Dich [...] als ein *Bürgerlicher*, der mit den Gesetzen der feinsten Lebensart vertraut ist!« (Bd. 2, S. 262) Damit ist einerseits – ähnlich wie in Garves eingangs zitiertem Aufsatz über das *bürgerliche Air*⁵⁷ – die Prärogative des Adels in Hinsicht auf Verhaltens- und Konversationsstil anerkannt. Andererseits – und hier weicht Osthoff von Garve ab – wird dieser Stil »der feinsten Lebensart« als prinzipiell auch dem bürgerlichen Arzt erreichbar vorgestellt. Unter dieser Voraussetzung soll die vornehme Gesellschaft für ihn durchlässig werden. Wie eine solche Versöhnung mit dem Adel qua wechselseitiger Anerkennung sich dann im Idealfall vollzieht, führt in den *Lehr- und Wanderjahren* ein Fest vor. Im Badeort Teplitz wird es von einer so tugendhaften wie kulturbeflissenen Gräfin ausgerichtet, und diese lädt ihre Gäste folgendermaßen:

Nicht allein der hohe Adel, und die vornehmsten Kurgäste waren eingeladen, auch Gelehrte, Kaufherren, Künstler und würdige Beamte hatten Zutrittskarten erhalten,

⁵⁶ Wobei, der Konstruktion nach, das im Rahmen von Erziehungsinstitutionen Erworbene sich sogleich in Konversationserfolgen niederschlagen soll – ein eher unwahrscheinlicher Zusammenhang. Bei Dietrich wird er wiederholt behauptet; etwa so: »Mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung der Studirenden, nahm auch die Achtung, die man ihnen stets weihte, noch mehr zu. Oefteren Antheil nahmen sie jetzt an den Zirkeln der gebildeten und höhern Stände.« (S. 20)

⁵⁷ Garve: Ueber die Maxime Rochefaucalts (s. Anm. 3).

mit der Bitte und Andeutung, in einfach=bürgerlicher Kleidung ohne alles Ceremoniel, zu erscheinen [...]. (S. 36)

Im Verlauf der Veranstaltung spielt das Orchester »Freude, schöner Götter=Funken«, woraufhin »alle Stimmen mit Geist und Herz in die beseligenden Akkorde einfielen«. (S. 38) Der medizinische Held Julius Heilmann singt zu guter Letzt im Duett mit der Gastgeberin; und ein eifersüchtiger junger Offizier, der mit adelsstolz-verächtlichen Bemerkungen den Störenfried Julius in die Bresche springt, zum Duell gefordert. So werden zwar nicht alle Menschen, aber doch fast alle Adligen und die Honoratioren Brüder, nachdem sie die vornehme Gesellschaft zusammenführte.

Damit dürfte deutlich geworden sein, welchen Ort innerhalb des Bürgertums der Arzt als den ihm zukommenden denkt. Mit seiner Distanzierung vom »gemeinen Bürgerlichen« (Bd. 2, S. 261) verbindet sich darüber hinaus ein gewisses Überlegenheitsgefühl gegenüber dem »sogenannten Mittelstande« (auch »Mittelklasse« genannt) überhaupt. (Bd. 1, S. 28f.) Osthoff möchte die Ärzte im gehobenen Bürgertum zu Hause wissen, wobei diese Stellung sowohl ihren »Wert« in der gesellschaftlichen Hierarchie halbwegs angemessen repräsentieren als auch zur erfolgreichen Führung ihrer Praxen beitragen soll. Denn die Einnahme dieser Position würde den Arzt auf eine Art Drehscheibe versetzen, von der aus er zu allen anderen Ständen in ein angemessenes Verhältnis träte. Seinen Rat an den jungen Arzt formuliert Osthoff in Termini von konversationellem Umgang:

Wäre ich in Deiner Lage, das heisst, von sehr verschiedenen Ständen umgeben, so würde ich meinen vertrautern gesellschaftlichen Umgang auf meines Gleichen, nämlich auf die höhern bürgerlichen Stände beschränken, und meine eigentlichen Freunde gewiss nur aus diesen wählen. Ich stände dann gleichsam im Mittelpunkte zwischen allen Ständen, und von ihm aus würde mir die Verbindung mit ihnen von jeder Seite sehr erleichtert werden. Den Vornehmern würde ich nicht als ein gemeiner, sich wegwerfender, dem gemeinen Mann würde ich nicht als ein hochmüthiger Mensch erscheinen, [...] die Vornehmern dann mit der Achtung behandeln, die ihnen vermöge ihres höhern Standes gebührt, ohne mich ganz von ihnen zurückzuziehen, dem Geringern würde ich als ein gewöhnlicher Bürger erscheinen, dem er sich mit Offenheit und ohne Scheu annähern darf; ich würde ferner auf diesem Standpunkte alle die Achtung bewahren können, die mir von dem Vornehmen so gut als von Geringern gebührt, und eben so sicher gegen die Caprizen des Hochmuths als gegen Insolenzen des Pöbels bewahrt bleiben; und endlich würde ich auf ihm meinen wahren Werth als Arzt und Bürger am schönsten entwickeln [...]. (Bd. 1, S. 30)

Dieser Platzierung weit im oberen Bereich der gesellschaftlichen Rangordnung, mit Kontakten zum Adel und angemessener Schätzung durch Bürgerliche verschiedener Kategorien, steht aber die Möglichkeit nicht nur der Zurückweisung durch die Vornehmen, sondern zu allem Überfluß auch der mangelnden Achtung durch »gemeine« Bürger entgegen. Osthoffs Ferdinand Niederholdt muß beispielsweise, konfrontiert mit den Ansichten eines dem Kaufmannsstand an-

gehörigen Patienten, die schmerzliche Erfahrung machen, »meine Wissenschaft, die ich so enthusiastisch liebe, zum Handwerk, zum Mittel eines schnöden Erwerbs erniedrigt [zu] sehen«. (Bd. 1, S. 36) Damit sind die beiden entscheidenden Schwachstellen genannt, welche der Durchsetzung der gesellschaftlichen Ambitionen des Mediziners im Weg sind: Er erscheint in der Wahrnehmung durch andere als einer, der eine quasi mechanische, handwerkliche Kunst ausübt, und als jemand, der Dienstleistungen verkauft. »Mein Schuster hatte mir eben seine Rechnung geschickt, als [...] ein angesehener Mann, von dem ich eine freywillige Belohnung erwartete, auch mich um eine Rechnung ersuchen liess. Mit höchstem Widerwillen gieng ich an die Arbeit«, schreibt Ferdinand Niederholdt, (Bd. 2, S. 38) und er wünscht sich eine andere, eine »feine und dem Stande des Arztes angemessene Art dankbar zu seyn«. (Bd. 2, S. 39) Ist für das Problem der Geld- bzw. Marktvermittlung keine prinzipielle Lösung in Sicht, so bemüht man sich um so intensiver um die Beseitigung des anderen mißlich-nachteiligen Aspekts: desjenigen, unter welchem die Tätigkeit des Arztes in den Augen der Öffentlichkeit als handwerkliche erscheint. Hier setzen rigide Abgrenzungsstrategien »nach unten hin« ein. Zur Distinktionsgrundlage dient, in mehreren zu unterscheidenden Hinsichten, »Bildung«.

Da ist zunächst die Insistenz auf der Unabdingbarkeit wissenschaftlicher Fachbildung. Allein der gelehrte, akademisch gebildete Mediziner soll als Arzt im Vollsinn gelten. Der »innere Trieb nach *höherer wissenschaftlicher* Bildung« wird zur »*Grundbedingung* des ärztlichen Fortschreitens« erklärt, (S. 19) und entsprechend polemisieren sowohl Osthoff als auch Dietrich gegen jede Form von quacksalbernden Autodidakten. Dieses Argument wird flankiert durch den Ratschlag, das wissenschaftliche medizinische Wissen als arkanes zu pflegen: Medizinische Fachfragen, heißt es in ironischer Wendung gegen »die gerühmte Aufklärung«, (Bd. 2, S. 199) sind aus öffentlichen Diskussionen herauszuhalten, denn nichts schadet dem Ansehen der Ärzteschaft mehr als die Bemühung, »die Mysterien ihrer Kunst durch sogenannte populäre Schriften bekannt zu machen«. (Bd. 2, S. 198) Die Dreinrede medizinisch dilettierender Laien ist unerwünscht und möglichst systematisch zum Schweigen zu bringen. (S. 52f.) Nur wenn man mit dem Patienten einen »gebildete[n] Mann« vor sich hat, kann man sich Erläuterungen zu Diagnose und Therapie erlauben – wobei die Definition des »Gebildeten« an dieser Stelle auf bezeichnende Weise zirkulär gebaut ist: Gemeint ist derjenige, der gebildet genug ist, die überlegene Kompetenz des Arztes in medizinischen Dingen von vornherein anzuerkennen. (Bd. 2, S. 152)

Interessant ist nun zu sehen, wie im Zuge des Versuchs, Trennungsschnitte zwischen die auf ihr Monopol pochende Profession und deren Umwelt zu legen, die Stellung des Wundarztes bzw. Chirurgen konzipiert wird. Der Wundarzt, von der Ausgangslage her ja das Bindeglied, über welches für den Arzt die unliebsame Nachbarschaft zum Barbierhandwerk gegeben ist, wird nicht einfach abgewertet und ausgegrenzt. Man setzt vielmehr auf Kooperation und Integration. Das wundärztliche Erfahrungswissen findet Anerkennung, soweit

seine Träger nicht mit den Medizinern um den Führungsanspruch konkurrieren. (Bd. 1, S. 74f.)⁵⁸ Und diesen wird anempfohlen, sich ihrerseits entsprechende praktische Fähigkeiten anzueignen. Vorwärtsweisend verhalten sich in dieser Frage insbesondere Dietrichs *Lehr- und Wanderjahre*, in welchen der Verfasser seinen eigenen Lebenslauf zum idealen Konzept eines medizinischen Aufklärungsgangs verdichtet, das chirurgische und medizinische Laufbahn unter humanistisch-akademischen Vorzeichen ineinander verzahnt: Das Waisenkind Julius Heilmann wird von seinem Onkel und Vormund, einem promovierten Mediziner, schon als Knabe »bei einem strengen Lehrherrn seines Orts in chirurgischen Unterricht« gegeben. Hier erfolgt seine Einweisung in

die mechanischen Handgriffe der Wundarzneikunst, welche schon ihrer *Wortbedeutung* nach, in der Geschicklichkeit und Gewandtheit der *Hände*, die *Grundbedingung* ihres glücklichen Wirkens enthält [...]. (S. 15)

Die in dieser Lehre verbrachten beiden Jahre werden gleichzeitig dem Unterricht in Latein und Französisch, »und so der *humanistischen* Bildung, gewidmet«. Sie wird durch den anschließenden Besuch eines Gymnasiums intensiviert, der »den Grund zu allen den Wissenschaften, welche den Verstand bilden, das Herz erheben, und in das Heiligthum des *klassischen* Alterthums führen«, legt. (S. 15) Dem folgt nun nicht die medizinische, sondern die wundärztliche Ausbildung bei einem renommierten Regimentschirurgen in Dresden. Dieser Schritt wird damit begründet,

daß eine *wissenschaftlich wundärztliche* Vorbildung die treueste Führerin in dem *höheren ärztlichen* Wirken sey, wenn nämlich vorher *humanistische Kenntnisse* den Verstand gebildet und den Geschmack und die Beurtheilungskraft geläutert hat [sic]. (S. 16f.)

Auch nach Erfüllung dieser doppelten Vorbedingung nimmt der junge Held sein Medizinstudium noch nicht auf. Zunächst geht er als Wundarzt auf Reisen, die ihm zu umfassender beruflicher Erfahrung verhelfen sollen, dann wird er Feldwundarzt im Dienst wechselnder Armeen. Erst als er hier – motiviert durch das Schiller-Wort: »*Der Mann muß hinaus in das stürmische Leben!*« (S. 187) – seine Feuer- und Bewährungsprobe abgelegt hat, entschließt er sich zur Promotion. Die Erlangung des akademischen Titels krönt und begreift in sich die wundärztliche Laufbahn, welche ihrerseits – die Art der Beziehung ist freilich nicht klar definiert (es fehlt ja auch ein reales sozialhistorisches Korrelat) – den Erwerb humanistischen Wissens zur Voraussetzung hat. So entwirft der Roman das Bild eines Typus, in welchem sich jener ärztliche »Einheitsstand« realisiert, der sich erst langsam in der Realität des 19. Jahrhunderts durchsetzen wird.

⁵⁸ Der Verfasser des *Ferdinand Niederholdt* hat sich auch andernorts in dieser Frage engagiert; vgl. Heinrich Christoph August Osthoff: Von der Ausbildungsfähigkeit der Wundarzneikunst, und ihren Integralbeziehungen auf das gesammte höhere heilkundige Wissen. In: *Chiron* 1 (1805), S. 515–552.

Die akademische Würde, die Julius Heilmann erlangt, hat mit der Promotion, von welcher Arnold Wienholt am Rande berichtete, kaum mehr als den Namen gemein. Was bei diesem selbstverständlichen Ereignis im Zuge der Gelehrtenlaufbahn war, gestaltet Dietrich emphatisch als Initiation in die Welt der »Gebildeten«. Diese Initiation koppelt auf neue Weise akademische und literarische Bildung. Waren Wienholts Besuche bei den Dichtern Weiße und Klopstock in eine – auf seine Promotion folgende – »gelehrte Reise« eingelagert, so wird die Weimar-Reise des Julius Heilmann – als Präludium zur Promotion – Pilgerfahrt zum eigentlichen Autor des Titels der *Lehr- und Wanderjahre*:

Hier huldigten sie *Göthen*, dem Heros der deutschen Sängler, hier sahen sie sich auf jenem *klassischen* Lande, das *Wielands*, *Herders*, *Schillers* und des gemüthlichen *Museus* Muse heiligte. – Hier empfanden sie *Thaliens* Zauber in dem freundlichsten ihrer Tempel, den der edelste der Fürsten dem Apoll und den Musen weihte, und dadurch seine Residenz verherrlichte [...]. (S. 249)

Und an ebendiesem Ort entscheidet sich der Held zur Promotion im benachbarten Jena, wo im Anschluß an und unter dem Eindruck von Hufeland und Wieland

der regste Fleiß und wissenschaftliches Forschen sich mit jener *sittlich* und *geistiger* [sic] *Freiheit* vereint, die des Jünglings Genius erhebt, seinen Geistesflug beflügelt, und ihn zum festen, ernsten, selbstständigen und ehrenwerthen Biedermann bildet [...]. (S. 250)

Der Pomp der Beschreibung des Promotionsverfahrens konkurriert mit dem der beschriebenen Zeremonien, bei deren Vollzug Heilmann »von der Doctor=*Würde* ernster Weihe« tief bewegt wird. (S. 251) Den sozialen Sinn der Feierlichkeiten besiegelt schließlich eine symbolische Einlösung der frisch erworbenen Anrechte auf einen gehobenen gesellschaftlichen Status:

[D]en schönen ernsten Tag beschließt die Theilnahme eines *Festes* in der Rose, das Jena's edelste studirende Jünglinge, im freundschaftlichen biedern Kreise verehrter Lehrer, geachteter Staatsbeamten und Bürger, und im Blütenkranz der schönsten und gebildetsten Frauen und Jungfrauen, zu frohster, geselliger Mittheilung bei Tanz und Becherklang vereinte [...]. (S. 253)

Die Verleihung des akademischen Grades bedeutet die Aufnahme unter die Gebildeten und damit den Zugang zu jener sozialen Position, die auch Osthoff als die dem Arzt angemessene vorstellt. Das wird, wie gesagt, den Romanhelden Heilmann nicht hindern, erfolgreich nach Höherem zu streben – es bietet aber die dazu notwendigen Startbedingungen.

Ein in dieser Weise gebildeter Arzt kann dann nicht mehr als spezialistischer Mechaniker (dessen Qualitäten er zweifelsohne *auch* besitzt) verkannt werden. Er ist vielmehr, wie es bei Osthoff heißt, »als humanistische Totalität« zu betrachten. (Bd. 1, S. 44) Diese Formel verdient Interpretation. Mit ihr deutet sich nämlich an, was die biedermeierlich gefeierte Bildung von derjenigen Wienholts unterscheidet. Der Begriff »Humanität« wird, geradezu schibbolethartig, (vgl.

S. 20, 133, 135f.) als Synonym für ›Bildung‹ gebraucht. Damit wird deren Bedeutung in den vorliegenden Texten tendenziell dahin verschoben, daß Ausbildung in ›humanistisch‹ ausgerichteten Bildungsanstalten und entsprechende Diplome nun – wie immer stillschweigend im übrigen – als Voraussetzungen mitzudenken sind. Beweglichere Applikationen der ›gebildet/ungebildet‹-Differenz werden erschwert; sie tauchen in beiden Romanen nicht auf – was nicht verwundert. Denn der Konzeption Osthoffs und Dietrichs zufolge wird diese Applikabilität insofern eingeschränkt, als mit einer bestimmten akademischen Qualifikation Bildungsqualitäten pauschal präjudiziert werden, in den hier dargestellten Texten eben für die Ärzteschaft als solche. Das kann sich freilich nur durchsetzen, kann nur gelingen, wenn der Anschluß an voraufgehende Standards von ›Bildung‹ überzeugend hergestellt wird: etwa die Fähigkeit zu flexibler Konversation oder die – mündliche oder schriftliche – kundige Teilnahme an Kommunikation über Kunst und Literatur. Genau dieser Anschluß ist in der bei Dietrich literarisch realisierten Kopplung von akademischen mit literarischen Qualitäten zu sehen. Erst sie verhilft Heilmanns Universitätsabschluß zu jenem Mehrwert, den er Wienholts Gelehrsamkeit und literarischer Bildung voraushat.⁵⁹ Diese Kopplung versieht den Arzt mit dem, was Osthoffs Formel ›Totalität‹ nennt: »ein Arzt, der für schöne Wissenschaften keinen Sinn hat, ist in meinen Augen nur ein halber Arzt«. (Bd. 2, S. 252) Hergestellt wird diese ›Totalität‹ in einem Bildungsroman – oder sollte man vielleicht besser sagen: ›B-Roman‹?

Zum hier analysierten Gebrauch des Genres einige abschließende Bemerkungen: Der Roman fungiert in dieser Form als Medium der Interessen einer bürgerlichen Profession, indem er unter dem Titel von Goethes *Wilhelm Meister* dem Arzt zum Titel eines ›Gebildeten‹ verhilft. Damit wird eine Variante jenes Eklektizismus praktiziert, der auch bei Morgenstern auffällt. In den beschriebenen Arzt-Romanen kombiniert man die Darstellung einer Bildungsgenese mit der ›gebildet/ungebildet‹-Differenz, wobei letzterer in dieser Kombination ihre Beweglichkeit genommen wird. Zwar ist diese Differenz sicher von Anfang an *auch* mit sozialen Konnotationen ausgestattet, welche Verweisungen auf Gesellschaftsschichtung parat halten. Das Prädikat ›gebildet‹ verband sich mit Aspekten des ›Vornehmen‹, der ›Liberalität‹ (wobei letztere wiederum auf die alten ›Artes liberales‹ verweisen und dann in Opposition zu den ›mechanischen Künsten‹ gedacht werden konnte⁶⁰ – ein Zusammenhang, auf den sich die dargestellten Argumentationen der Ärzte offenbar beziehen). Diese Verweisungen konnten aber auf vielfältige Weise realisiert werden; nicht zuletzt konnten sie

⁵⁹ Zu Dietrichs literarischen Vorlieben ist im übrigen nachzutragen, daß in seinem Dichterpantheon neben Ossian, Klopstock und die bereits erwähnten Weimarer auch Kotzebue und Claren zu stehen kommen.

⁶⁰ Vgl. Stanitzek: *Bildung und Roman* (s. Anm. 7), S. 444.

die Schichtendifferenzierung sozusagen mit einer kulturellen ›Zweitfassung‹ interpretieren und kritisieren. Die Voraussetzung hieß: »Pöbel ist in allen Ständen.«⁶¹ In den diskutierten Medizinerromanen wird die Bildungsunterscheidung jedoch auf soziale Schichtung festgelegt, so wie ja im 19. Jahrhundert dann die Identität der ›Gebildeten‹ durch ein an den Erwerb akademischer Bildungsdiplome geknüpftes Berechtigungswesen gesichert wird.⁶² Der Roman erzählt die Bildungsgenese des Individuums als Introitus in die gebildete Schicht. Der Kunst, der Literatur bedarf es, um die nun so festgelegte Differenz plausibel zu repräsentieren, den gebildeten Status also zu ostentieren. Ganz konsequent wird zum ›idealen Ort‹ von Kunst und Literatur dann, wie gesehen, eine Form des Fests und der Feier, die sich im Unisono der Beteiligten erfüllt⁶³ (oder, wäre hinzuzufügen, als Sonderfall des Unisono: in gemeinschaftlich schweigender Bewunderung). Für das Bürgertum mag diese ›Stillegung‹ der Bildungsdifferenz eine ertragreiche Strategie sein; den zitierten Arzt-Romanen läßt sich ja ablesen, wie effizient die Anliegen des Bürgerlichen sich auf diesem Wege vertreten lassen. Für die Literatur hingegen kann jene Festlegung der Unterscheidung nicht akzeptabel sein. Sie bedarf beweglicher Markierungen und Demarkierungen und eines entsprechenden Unterscheidungsvermögens; und bezogen darauf scheint es angemessen, die skizzierte Tendenz im Rückblick als Verlust zu verbuchen und im Blick nach vorn als Bedrohung – nicht zuletzt durch Langeweile – wahrzunehmen. Und es fehlt denn auch nicht an Distanzierungen: Im selben Jahr, in welchem Karl Morgenstern – übrigens in einem Festvortrag vor gebildeten Dilettanten⁶⁴ – den Bildungsromanbegriff formuliert, macht E. T. A.

⁶¹ Anonym: Gustav Mehrwelt, oder die Quelle der Glückseligkeit. Ein satyrischer Roman, Leipzig 1798, S. 24.

⁶² Vgl. Leonore O'Boyle: Klassische Bildung und soziale Struktur in Deutschland zwischen 1800 und 1848. In: *Historische Zeitschrift* 207 (1968), S. 584–608; Rudolf Vierhaus: Umriss einer Sozialgeschichte der Gebildeten in Deutschland. In: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 60 (1980), S. 395–419.

⁶³ Zur Beliebtheit gemeinsamen Singens: Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800–1866: Bürgerwelt und starker Staat*. 3. Aufl. München 1985, S. 535.

⁶⁴ Zur Einschätzung des Kontextes von Morgensterns Thesen lohnt es, die *Ankündigung eines Neuen Museums* [...] zu studieren. (Neues Museum der teutschen Provinzen Russlands. Ersten Bandes erstes Heft. Dorpat 1824, S. I–XX.) Denn in dieser Zeitschrift wird als erster Beitrag überhaupt Morgensterns Vortrag *Zur Geschichte des Bildungsromans* gedruckt (S. 1–46) – gewissermaßen in Fortsetzung der in der *Ankündigung* enthaltenen Programmatik. Einerseits heißt es da: »In diesen Büchern soll das ganze geistige Leben dieser teutschen Provinzen Russlands *aufgefasst* und *dargestellt* werden, und somit sollen sie, als Reflex der Zeit, wiederum auf Bildung rückwirken« (S. II), womit das *Neue Museum* sich offenbar genau diejenige Funktion zuschreibt, welche laut Morgenstern den Bildungsroman auszeichnet. Andererseits wird neben diesem allgemeinen Bezug auf den Bildungsdiskurs auf die besondere Bedeutung *akademischer* Bildung abgestellt: Das begonnene Unternehmen werde »befördert durch die Nähe der Hochschule, von wo vorzüglich die Bildung der Jugend ausgeht«. (S. VI)

Hoffmann anhand der Bildungsgeschichte eines philiströsen Katers die Verschränkung von Roman und bürgerlicher Autobiographie lächerlich,⁶⁵ und damit deutet sich eine Zukunft an, in der die Dichter die bildungsbürgerliche Aneignung von »Bildungsromanen« mit Philisterkritik und der Produktion von »Antibildungsromanen«⁶⁶ begleiten werden.

⁶⁵ Über die »Zerschlagung« der Bildungsautobiographie bei Hoffmann: Wulf Segebrecht: Autobiographie und Dichtung. Eine Studie zum Werk E. T. A. Hoffmanns. Stuttgart 1967, S. 215f.

⁶⁶ Vgl. Gerhart Mayer: Zum deutschen Antibildungsroman. In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (1974), S. 41–64.

EBERHARD SAUERMAN

Thomas Mann und die Deutschnationalen. Otto Grautoff als Faktor der Rezeptionssteuerung von Thomas Manns Frühwerk.

Kurt Sontheimer hat in seiner Studie *Thomas Mann und die Deutschen*¹ eine Frage nicht beantwortet: die nach dem Verhältnis des jungen Thomas Mann zum Deutschnationalismus. Das konnte er freilich auch nicht, da die Quellenlage damals dürftiger war: Thomas Manns Beiträge im *Zwanzigsten Jahrhundert* waren noch unbekannt,² seine Briefe an Otto Grautoff waren noch nicht veröffentlicht,³ Grautoffs Rezension von Thomas Manns Novellenband *Der kleine Herr Friedemann* war noch nicht entdeckt.⁴

1.

Daß Thomas Mann in seinem Jugendfreund Grautoff einen willfährigen Helfer bei der Promotion seines Werks hatte, ist bekannt. Wie sehr er sich seiner bediente und welchen Bereich des literarischen Markts Grautoff ihm erschließen sollte, ist hingegen noch nicht genügend erforscht worden.

Thomas Mann in seinem Brief an Grautoff vom 26. 11. 1901 aus Riva:⁵

Ein paar Winke noch, *Buddenbrooks* betreffend. Im Lootsen sowohl wie in den Neuesten betone, bitte, den *deutschen* Charakter des Buches. Als zwei echt deutsche Ingredienzen, die wenigstens im II. Bande (der wohl überhaupt der bedeutendere sei) stark hervorträten, nenne *Musik* und *Philosophie*. [...] Aber im ganzen Habitus (geistig, gesellschaftlich) und schon dem Gegenstande nach echt deutsch: schon im Verhältnis zwischen den Vätern und den Söhnen in den verschiedenen Generationen der Familie (Hanno zum Senator).

Grautoff über die *Buddenbrooks* in den *Münchner Neuesten Nachrichten* vom 24. 12. 1901:

Thomas Manns Werke werden hier zitiert nach: Thomas Mann: Gesammelte Werke in 13 Bänden. Frankfurt 1974 als GW mit Band- und Seitenangabe.

¹ München 1961.

² Wiederentdeckt von Klaus Schröter; vgl. K. Sch.: Thomas Mann in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek b. Hamburg 1964.

³ Thomas Mann: Briefe an Otto Grautoff 1894–1901 und Ida Boy-Ed 1903–1928. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt 1975.

⁴ 1977 vom Verf. gefunden und an das Thomas-Mann-Archiv in Zürich geschickt.

⁵ Mann: Briefe (wie Anm. 3), S. 139.